

„Ich hab‘ immer gewusst: Ich muss nach Wien“

Seit früher Kindheit hegt der Schweizer Musikkenner Guido P. Saner eine Leidenschaft für Wien. Nun hat er ein Buch über die wienerischste aller Musikgattungen geschrieben: „Gebrüder Schrammel Wien“ gibt Einblick ins Leben der Schrammel-Dynastie – und macht darüber hinaus deutlich, dass Schrammelmusik mehr ist als bloßes Heurigen-Gedudel: Sie erzählt von einer Stadt im Wandel und einer Gesellschaft im Umbruch. Sebastian Fleischer hat den Autor getroffen.

Es gibt keine Mozartmusik und keine Haydnmusik. Jedenfalls würde niemand eine Haydn-Symphonie oder eine Mozart-Oper so bezeichnen, sondern diese Werke der Wiener Klassik zuordnen. Bei den Gebrüder Schrammel ist das anders. Denn Schrammelmusik gibt es wirklich – sie lebt im Hier und Heute, und ihr Repertoire wächst ständig. Roland Neuwirth und seine Extremschrammeln seien da nur als prominentes Beispiel genannt. Die Schrammel-Brüder sind somit die einzigen Komponisten der Musikgeschichte, nach denen ein eigenes Genre benannt ist. Genau das sei auch der Grund, warum die berühmten Brüder kein Denkmal aus Stein oder Bronze benötigen, wie Autor Guido P. Saner in seinem Buch schreibt: „Denn sie besitzen das schönste Denkmal, das sich Musiker nur wünschen können: klingende Musik.“

Tatsächlich scheint keine andere Musik die Identität des Wienerischen noch heute derart gut einzufangen wie das Wiener Lied, die Schrammelmusik. Eine Volksmusik im besten Sinne. Im Buch „Gebrüder Schrammel Wien“ zeichnet Saner die Erfolgsstory dieses Genres nach und schreibt über die Entwicklung des Original-Ensembles, das sich von der ursprünglichen Besetzung (zwei Geigen und eine Kontragaritarre) um die G-Klarinette („picksüßes Hölzl“) und natürlich die Knöpferlharmonika erweitert hat.

Von Ringstraßenbau bis Börsenkrach

Ein beträchtlicher Teil des Buches widmet sich der Geschichte der Schrammel-Dynastie. Saner beginnt beim Vater der Schrammel-Brüder, dem Klarinettenisten Kaspar Schrammel, und beschreibt dessen Waldviertler Heimat, ehe er den Schauplatz nach Neulerchenfeld verlagert. Der Wiener Arbeiterbezirk galt damals als das „größte Wirtshaus des Heiligen Römischen Reiches“. Hier wuchsen die Brüder Johann und Joseph Schrammel auf. Fast wie ein Tagebuch schildert der Autor das Leben der Musiker und schreibt dabei im Präsens, als würde alles gerade erst geschehen. In einem Kapitel ist sogar ein wirkliches Tagebuch von Joseph Schrammel nachgedruckt, in dem er von seiner Reise durch den Vorderen Orient von 1869 bis 1871 berichtet. Dazwischen schreibt Saner über die Geschichte der Wirtshausmusik und des Wiener Liedes, vom Bänkelgesang bis hin zu den Schrammeln.

Lebendig werden in diesem Buch aber auch die Zeit und die gesellschaftliche Situation, in der die Wiener Musik blühte. Es war eine Zeit der Aufbrüche, Veränderungen, aber auch Krisen.

Ringstraßenbau, Donaukorrektur, Weltausstellung, Börsenkrach: Auch diese Ereignisse gehören in ein Buch über die Schrammelmusik, ist Saner überzeugt: Denn das politische und wirtschaftliche Leben einer Zeit färbe unweigerlich auf die Musik ab. Glanz und Elend lagen im Wien der Gründerzeit nah beinander. Die Gesellschaft wandelte sich rasant in Richtung Moderne. Dem setzte Johann

Schrammel etwa seinen berühmten Marsch „Wien bleibt Wien“ entgegen – und drückte damit punktgenau jene Trotzigkeit aus, mit der die Wienerinnen und Wiener auf die unangenehmen Dinge des Lebens reagierten.

Jedenfalls ließ sich die Bevölkerung durch Armut und Wirtschaftskrise die Feierlaune nicht verderben. „Es ist lustig: Je schlechter die Zeiten waren, desto fulminanter waren die Feste“, meint Guido P. Saner. „Da haben die Wiener dann noch das letzte zusammengekratzt, um sich einen Frack zu leihen und auf den letzten Ball zu gehen. Da mag die Welt einen Tag danach untergehen – völlig wurscht. In der Schweiz hätten sie das letzte zusammengekratzt, um es an die Banken zu verpulvern. Ein gutes Glas Gemischter Satz hat wenigstens 17 Prozent, auf der Bank gibt's nur zwei.“

Die Schweizer und die Wiener Mentalität vergleicht Saner gerne – wobei Wien in den meisten Fällen deutlich besser abschneidet. Wer dem aus Basel stammenden pensionierten Treuhänder zuhört, muss zu dem Schluss kommen: Dieser Mann hat sich in Wien verliebt. Was freilich eng mit seiner zweiten Leidenschaft, der Musik, zusammenhängt. Das Buch über die Gebrüder Schrammel ist nur die aktuellste Konsequenz dieser zweifachen Liebesbeziehung. Begonnen hat alles schon in frühen Kindheitstagen.

Versunken in der Staatsoper

„Die Initialzündung war die Blockflöte unter dem Christbaum. Da war ich vier Jahre alt, und hab dann der Kindergärtnerin schon ein bissl „um die Löffel“ gepfiffen. Mit 13 hab ich auf Klarinette gewechselt“, erzählt Saner. Später war er in der Schweizer Regimentsmusik und hat auch einige Jahre im Salonorchester Basel mitgewirkt. Daneben hat Saner bereits in seinen Jugendtagen eine große Sammelleidenschaft entwickelt. „Ich sammle schon, seit ich 13, 14 Jahre alt bin. Alles was ich gesehen habe über Komponisten des Barock, der Wiener Klassik, ein bisschen auch der Romantik, habe ich immer ausgeschnitten, in Hängedossiers, einfach mal reingeschmissen.“

Auch das Wien-Kapitel in Saners Leben hat schon sehr früh begonnen. „Als ich in der Grundschule war, hatte mein Großvater einen alten Grammophonkasten. Ich habe ihn mittlerweile nach Wien mitgenommen. Eine der Schellack-Platten, die er hatte, war vom Wiener Philharmonischen Orchester – es muss eine Aufnahme aus den 20er, 30er-Jahren gewesen sein. Und mein Vater selig war Eisenwarenhändler in der Schweiz und brachte mir einmal aus Messing einen kleinen Taktstock mit. Als Bub bin ich stundenlang vor dem Grammophon gestanden und hab zu den Schellack-Platten dirigiert. Und ich hab immer gesagt, irgendwann muss ich einmal nach Wien. Dieses ganze Klangbild, ich muss das hier einmal anhören. Das ging dann sehr lange so.“

Günstigerweise hat Guido P. Saner später eine Frau mit sehr ähnlichen Interessen kennengelernt. Sie war erste Flötistin im Blasmusikverein, und ganze zwei Jahre ist sie vor ihm im Orchester gesessen, bis es gefunkt hat. Die Hochzeitsreise ging zunächst durch die Schweiz, dann nach Salzburg – und Wien. „In Salzburg ging es mir wie Mozart: Alles war zu eng und zu geschniegelt, also kürzten wir den Salzburg-Aufenthalt ab und gingen für fast zwei Wochen nach Wien. Damals konnte man es sich noch leisten: ins Hotel Imperial. Das war ein absoluter Traum: der Service, die Gastfreundschaft!“ Eines Abends flanierte das frisch vermählte Paar über die Ringstraße und kam an einem Kartenverkauf vorbei. Es gab noch zwei Karten für Donizettis *Lucia die Lammermoor*, die Abreißtickets hat Saner bis heute aufgehoben. „Wir hatten ein Riesenglück, denn es war das Debüt der Edita Gruberova an der Staatsoper. Wir sind beide absolut versunken in der Musik. Am Ende des ersten Akts gibt es ja zuerst ein Orchester-Tutti, dann geht ein Musiker nach dem anderen raus, am Ende spielt nur noch die erste

Geige, hauchzart. Und ich war so fasziniert und irgendwo anders. Die Gattin musste mich anrempeln und sagte, du steh auf, die Leute wollen in die Pause. Das war die Initialzündung. Das nächste, was ich gesagt habe, war: Ich hab's immer gewusst. Wir müssen nach Wien.“

„Ah, da kommt wieder der Schweizer!“

Seitdem hat Guido P. Saner seinen Lebensmittelpunkt immer stärker nach Wien verlagert. Mittlerweile ist er den Winter über meist hier; die warme Jahreszeit verbringt er in den Schweizer Bergen, wo er seine Musikreferate vorbereitet. Denn über die Jahre hat sich Saner als Vortragender einen Namen gemacht. „Das geht ganz automatisch. Bei jedem Referat ergeben sich neue Kontakte und tun sich immer neue Türen auf. Die Leute sagen dann: Das sollten Sie mehr Leuten erzählen, oder publizieren Sie das! Jetzt heißt es schon: Ah, da kommt wieder der Schweizer!“ In der Schweiz selbst halte sich das Interesse in Grenzen, erzählt Saner. Dort sei alles disziplinierter, die Leute hörten schön brav zu und fragten nachher höchstens nach einer Broschüre. „Hier in Wien ist das Publikum kritischer, man lernt auch was, und es ist viel intensiver. Hier sind die Referate nicht nur Referate, sondern auch Dialoge.“

Es ist wieder einer von Saners liebenswürdigen Seitenhieben gegen die Schweiz, wobei auch Wien bei ihm nicht ungeschoren davon kommt. Immer wieder ist er überrascht, wie verklärt der Blick auf die Musikgeschichte dieser Stadt oft sei, und wie sich manche Mythen bis heute hartnäckig halten würden. „Wien ist ja voll mit Musikprofessoren, alles liegt hier, die Originale, die Archive, die Lokalitäten, wie zur Zeit Mozarts“, so Saner. „Aber keiner geht der Sache auf den Grund, immer noch wird Salieri als Mozarts Mörder kolportiert. Das kann ich nicht ausstehen, und vielleicht liegt es an meiner Schweizer Pingeligkeit, dass ich dem auf den Grund gehen will, und das in die Öffentlichkeit bringen will.“

Vivaldi im Sacher

Und genau das tut Guido P. Saner konsequent. Auf seiner Homepage (<http://wien-musik.at>) hat er die Rubrik „Wussten Sie, dass...“ eingerichtet. Da ist dann etwa zu erfahren, dass Mozart 14 Kartenspiele beherrschte und Schießscheiben „designte“, oder dass Vivaldi für die Heilige Inquisition tätig war. Daneben räumt Saner mit einigen Grundirrtümern auf, die heute immer noch in den Volksschulbüchern zu finden seien, wie er meint. Ein Beispiel: „Das Wort ‚Armenbegräbnis‘ gab es damals noch gar nicht. Damals hieß es ‚Begräbnis mit Kleingeläut‘. Vivaldi hatte auch so eines. Der wurde neben der Karlskirche begraben, der Friedhof ist heute mit Häusern überbaut.“ Gerade Vivaldi sei so ein Beispiel für den sprichwörtlichen Schmä, mit dem die Wiener „ihre“ großen Komponisten feiern. „Auf dem Hotel Sacher ist heute ein goldenes Schild angebracht: ‚Hier lebte Antonio Vivaldi.‘ Ohne weiteren Kommentar. Und alle Leute denken: Na, der Vivaldi hat aber nobel gelebt, im Sacher. Dabei war das ein uraltes, heruntergekommenes Haus, da regnete es ihm sogar durchs Dach rein, in die Dachkammer“, erklärt Saner. „Das Haus gehörte einer Handschuhfabrikanten-Witwe, und Vivaldi versuchte von dort aus, dem Kaiser die letzten Noten zu verscherbeln, und ist schließlich an Lungenschwindsucht verstorben. Also völlig mittellos. Und heute hängt die goldene Tafel am Hotel Sacher.“

Aber genau dieser Schmä macht Wien dem Schweizer eben so sympathisch. Genauso wie die vielgepriesene Gemütlichkeit, die der Schweizer Mentalität in Saners Augen gänzlich abgeht. „Schön ist auch, wie Wien mit dem Spannungsfeld zwischen Klassik und Moderne umgeht. Das geht von der Architektur bis hin zu den Leuten. Es ist wie eine waschechte Parallelgesellschaft, aber die

harmonieren miteinander. Das ist glaub ich einzigartig in Wien. Das geht über die Kunst, Architektur, Musik – das hat in Wien immer funktioniert. Es eskaliert hier nie. Kunst und Musik tragen viel dazu bei.“

Auch Themenführungen durch die Stadt hat Guido P. Saner angeboten, von der Innenstadt bis zum Friedhof St. Marx, auf dem Mozart beigesetzt wurde. Mittlerweile hat sich Saners Tätigkeit eher auf die Referate verlagert. Auch mit der Idee, Bücher zu schreiben, hat er sich freilich schon länger auseinandergesetzt. Doch erst eine Zäsur in Saners Leben brachte die Initialzündung. „Vor fünf Jahren hatte ich eine Hirnblutung. Als ich dann sechs Wochen hier in Wien im Spital war, hab ich gesagt: Bis ich wieder auf die Beine komme, wäre es doch geeignet, die Sachen am Laptop einmal in eine gewisse Form zu bringen. Dann habe ich begonnen zu schreiben. Ich schreibe und formuliere gerne, das war früher schon so, auch Geschäftsbriefe und diese Dinge. Das war der mentale Aufbau aus dem Schlamassel. Heute bin ich einigermaßen wieder hergestellt.“

Tanzmusik statt Schokoladenkonzert

Zwei Bücher über Mozart und Haydn und ihre Zeit hat Guido P. Saner bereits veröffentlicht. Und nun also eines über die Gebrüder Schrammel, deren Leben und Wirken ja viel über die „Stadt seiner Träume“ erzählt. Mit Freude beobachtet Saner, wie sehr die Schrammelmusik heute wieder gepflegt wird. Wie der Wiener Dialekt in den neuen Stücken diverser Schrammel-Ensembles weiterlebt, wie das Klangbild mit seinen „dissonanten Drehs in Dur und Moll“ genauso weitergeführt wird wie natürlich der Schmah, der in dieser Musik und ihren Texten liegt.

Am besten gefällt Saner das „Wiener Thalia Quartett“ unter der Leitung von Harald Huemer. Fast eins zu eins gebe dieses Ensemble den Originalklang der Gebrüder Schrammel wieder. Viele andere würden diese Musik heute ja viel zu brav spielen – genauso übrigens wie den Wiener Walzer. Dabei, so Saner, sei es doch ein Leichtes, sich anzuhören, wie Johann Strauß selbst seine Musik interpretierte. „In der Musikinstrumentensammlung gibt es eine Wachswalze. Und da ist Originalklang Johann Strauß zu hören, die einzige Aufnahme, die es gibt – vom Frühlingsstimmenwalzer. Erstens einmal war es schnell, das war Tanzmusik! Nicht irgend so ein Schokoladenkonzert. Das ist heute alles zu versüßt, zu polemisiert! Auf der Original-Wachswalze spielt Johann Strauß selbst die erste Geige. Wie er da raufschleift beim Hauptthema – da geht richtig die Post ab! Wenn man das hört, begreift man auch die Zeit, in der das komponiert wurde. Und da ist die Schrammelmusik ein Paradebeispiel – ein Abbild des Zeitgeistes